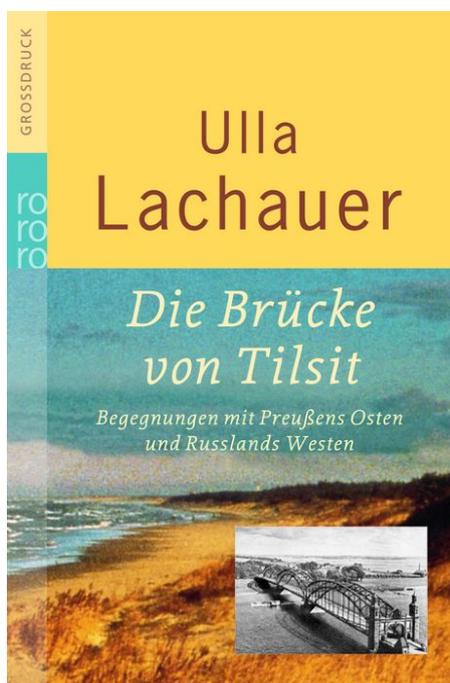


Leseprobe aus:

Ulla Lachauer

Die Brücke von Tilsit



Mehr Informationen zum Buch finden Sie [hier](#).

Tilsit am Mississippi

Eine Annäherung aus der Ferne

Im Jahre 1989 informierte Jean François Carrez, der Direktor des nationalen französischen geographischen Instituts in Paris, die Weltöffentlichkeit, dass die Mitte Europas, also die gedachte mittlere Linie zwischen Atlantik und Ural, bei 25 Grad 19 Minuten östlicher Länge verlaufe, das heißt ungefähr auf der Höhe eines Flusses mit Namen Njemen, litauisch Nemunas, zu Deutsch Memel. Dieses Jahr, in dem der Eiserne Vorhang fiel, war angefüllt mit solchen Entdeckungen. Berlin, zeigte sich, liegt nahe an der polnischen Grenze. Von München nach Prag ist es nur ein Katzensprung. In diesem Jahr, im September, saß ich zum ersten Mal am Memelstrand, auf der zu Litauen gehörenden Seite. Der Befreiungskampf der baltischen Sowjetrepublik ging in die letzte heiße Phase, und die im Lande umherreisenden Ausländer hielten

ob des ungestümen Vorpreschens den Atem an. Bis an das nördliche Memelufer war die neue Zeit gelangt. Über die Brücke durfte man nicht. Die «Kaliningradskaja Oblast», die Exklave der Russischen Sozialistischen Föderativen Sowjetrepublik, Moskaus westlichster Vorposten, war das einzige Gebiet in Mitteleuropa, das gesperrt blieb. Ich starrte über den Strom, der unerwartet schmal erschien und von trübem Braun, auf die Hochhäuser und Schlotte und den Dunst der Stadt, die seit 1946 nicht mehr Tilsit heißt, sondern Sowjetsk.

Das Erlebnis war auf peinigende Weise banal. Vielleicht war es nur die Erschöpfung, der unendlich lange Umweg, der mir aufgezwungen worden war. Von Warschau durch die Ebenen des östlichen Polen, das Warten am Grenzübergang Brest, die Regennacht auf den holprigen Straßen der weißrussischen Grenzbezirke über Grodno ins litauische Kaunas, die Ankunft bei Morgennebel im Hotel in Tauragė, der Wasserrohrbruch im Zimmer. Ohne Schlaf dann die letzten dreißig Kilometer bis zum Strom, wie in Trance. Ein Riesenanlauf – was um alles in der Welt wollte ich auf dieser Brücke? Ich verzichtete auf eine ausgedehnte Uferpromenade, Fotos, Gespräche mit

Grenzern, alles professionell Übliche. Fast wie eine Flucht, dachte ich anderntags auf dem Weg nach Wilna. Ich war plötzlich und verwirrend froh, dass meine Fahrt vor der Brücke zu Ende war. Glücklich geradezu, schien mir nach einigem Nachdenken, weil ich eine Frist gewonnen hatte. Ich hatte die Bilder im Kopf noch einmal vor der Begegnung mit dem realen Raum gerettet.

Das exotische Deutschland

Als Mensch, der Anfang der fünfziger Jahre im Münsterland geboren wurde, wuchs ich damit auf. Mit dem Wissen, dass man an bestimmte Orte nicht gehen durfte. Sie lagen «im Osten», und es schien zur Natur dieser Himmelsrichtung zu gehören, dass hier der Horizont sich nicht weitete, sondern vertikal stand, wie eine Mauer. Der Kalte Krieg sollte daran schuld sein, aber der war nicht zu sehen. Wir Kinder spielten «Stadt, Land, Fluss», und die Orte hinter der Mauer kamen in unseren Listen nicht vor oder wenn, als Chimären. Namen bloß, von irgendwo aufgeschnappt. Paris an der Seine war real, schon lange bevor wir an franzö-

sischen Ufern schlenderten. Die Memel? Ein weiches, melodisches Wort, bei dem kein Bild, keine Geschichte, kein Wunsch mitklang. «Von der Maas bis an die ...» – das war bekannt und nichts weiter: Dieser Fluss musste irgendwo im Osten liegen und gehörte zu den Gegenden, die die Erwachsenen als «verloren» bezeichneten. Ein Tilsiter? Die Markenbezeichnung eines Käses, den der Onkel liebte.

«Tilsit, Deutschlands nordöstlichste Stadt!» Hat es nun im Erdkundebuch der Schülerin gestanden oder nicht? «Die Gunst der Lage schuf die Eiszeit. Wo Diluvium und Alluvium einander berühren, wo die Grundmoränen des linken Memelufers zur fast spiegelebene Fläche der Niederung abfallen, da ist der Übergang über den Strom vorgezeichnet. Den Namen bezieht die Stelle von einem Nebenfluss, der Tilsele. Erst spät erscheint er auf der Bühne der abendländischen Geschichte: in den Wegeberichten des Deutschen Ordens, der an der Mündung des Flüsschens an der Wende des 14. zum 15. Jahrhundert eine Lagerstelle und wenig später, kurz vor der Niederlage des Ordens bei Tannenberg 1410, eine feste Burg errichtet. ‹Tilsete›, im Kampf gegen die Heere der polnisch-litau-

ischen Großfürsten geboren, wurde zur Bastion des Rückzugs. Im Schatten der Burg entstand ein friedlicher Marktflecken, und als der Ordensstaat sich auflöste, wurde er von Herzog Albrecht zur Stadt erhoben. ‹Tilse› hieß diese zunächst, später ‹Tilsit›. Sie war ...»

Vermutlich stand so ein Text nicht in meinem Schulbuch, und wenn doch, ging er nicht hinein in den Kopf der Schülerin. Vielleicht weil ich die Beschäftigung mit der Eiszeit und ihren mittelalterlichen Ausläufern für Zeitvergeudung hielt. Und dazu und hauptsächlich, weil Namen wie «Tilsit» einen heftigen Widerwillen hervorriefen. Sie umgab der Geruch des Revanchismus, das Geschrei der Vertriebenenpolitiker, die nicht müde wurden, ohn' Unterlass zu betonen, ihr Tilsit, ihr Königsberg und so weiter sei und bleibe «deutsch», auf ewig. Warum, dachte ich, randalieren die so laut? Diese Generation hatte den Krieg verloren, war für schuldig befunden an dem größten Verbrechen der Menschheitsgeschichte. Und nun wollte sie den Preis nicht zahlen und trat, mit provozierender Selbstverständlichkeit, für Ansprüche aus der fernen Vergangenheit ein. Zugleich lebten die Vertriebenen wie wir, waren von uns Einhei-

mischen kaum zu unterscheiden. Was also fehlte ihnen im «Wirtschaftswunderland»? Das «Deutsche» – was bedeutete das noch nach dem Krieg? Und «Preußen» – das klang nach Pickelhaube und Schulmeisterstock. Wir Jungen waren Europäer mit allen Sinnen. Franko- und anglophil, philosemitisch, transatlantisch. Lebensgefühl, Rhythmus, Stil, tausend Selbstverständlichkeiten des Alltags, alles war «westlich», nicht deutsch. Deutschlands Osten? – kam in meinem Leben nicht vor. War vollkommen «out of time» und darüber hinaus neuer, eigener Erfahrung nicht zugänglich. Wir, die das Privileg genossen, Europa reisend zu begreifen, glaubten und mochten nur, was wir sahen. Eine Brücke, die unbegebar war und deren Existenz nur von alten Autoritäten bezeugt wurde, war keine. Bewandert war ich nur in Topographie des Westens. Im Osten gab es auf weißer Fläche einige Inseln, die hießen Auschwitz und Babi Jar, Theresienstadt und Lidice. Tilsit – konnte von mir aus am Mississippi liegen oder auf dem Mars.

Unsere Bekanntschaft war im Grunde zufällig. Sie hatte zu tun mit einem großen Stein am Ufer des Rheins, in einer Stadt namens Mannheim, in die mich die Liebe verschlagen hatte. Auf diesem

Findling steht der Name «Memel» geschrieben. Eine Entdeckung im Vorbeiradeln, Anfang der achtziger Jahre, die näheren Umstände sind belanglos. Bezeichnend ist eher, dass es auch die Donau hätte sein können, die mein Interesse hätte reizen können, oder die Weichsel. Wo die Liebe hinfällt, heißt es. Der Zusammenprall ist beliebig, aber wenn es zündet, muss ein Innerstes getroffen sein. Natürlich hatte die Memel eine geheime Beziehung zur Wese, dem Flüsschen in der westfälischen Kleinstadt, in der ich zu Hause war. Sie korrespondierte mit dem rinnsalartigen Wasser vor der elterlichen Haustür. Ein Gegen-Bild, auch zum gezähmten Mannheimer Rhein-Neckar-Eck. Meine Sympathie war so banal wie diffus, knüpfte sich vor allem an den Strom, an Landschaftliches oder damit verbundene Eigenheiten. Tilsit gefiel mir – *irgendwie*, vielleicht weil die Stadt sich nach Odessa träumte. Das heißt jahrhundertlang immer wieder über eine Wasserverbindung nachgedacht hat, die den Lauf der Memel mit dem Dnjepr und so mit dem Schwarzen Meer verbinden könnte.

Ich fing von null an, anfangs war es fast wie buchstabieren lernen: Tilsit liegt im Achsenkreuz

zweier Fernverkehrswege. Der Wasserweg von der Ostsee ins Weißrussische hinein schneidet den Landweg von Berlin auf Sankt Petersburg zu, die alte Bernsteinstraße, die angeblich schon von Griechen und Phöniziern benutzt wurde. Die Schiffe der Hanse tragen das Salz aus der Bucht von Biskaya, Heringe und Eisenerze aus Schweden stromauf, Tuche, Gewürze und Weine aus Flandern und Frankreich. Stromab schwimmen Felle, Hanf und Leinsaat, Wachs und Pottasche, Getreide auf riesigen Wittinen, Holz zu langen Flößen gebunden. Die Stadt lebt vom Transit, der Handel prägt das Weichbild wie die Zusammensetzung ihrer Einwohnerschaft. Tilsit – ist nicht Deutschland, sondern ein Platz in Mitteleuropa. Bunt gemischt, das Fremde ist Teil und Lebenselement. Besonders intensiv zu Zeiten des Jahrmarktes. «Ein rechtes Bild vom Leben und Treiben, von den Fäden, die sich zum Lande oder sich nach dem Auslande spin- nen, gibt der Tilsiter Michaelismarkt ... Man sah die verschiedensten Typen und Trachten. Durch das Preußener Tor kamen die Ragniter, Pillkaller und Stallupöner Händler. Litauische Marktbesucher in langen weißen Röcken verhandelten ihre Erzeugnisse. Durch das Hohe Tor kamen auf der

nach Königsberg führenden Straße die reichen Gutsbesitzer, auch die in den Wäldern um Labiau sich herumtreibenden Zigeuner. Durch das Deutsche Tor zogen die Marktbesucher aus der Niederung. Der größte Teil von Jahrmachtsbesuchern ergoss sich über die Memelbrücke nach der Stadt, ein Zeichen, wie eng schon in früheren Zeiten beide Memelufer verknüpft waren. An Markttagen strömten über die Memelbrücke ungefähr so viele Menschen in die Stadt hinein, wie durch sämtliche Tore zusammen. Von jenseits des Stroms sieht man die reichen Gutsbesitzer mit ihren stolzen und schönen Rossen hereinfahren. Von dort senden die wohlhabendsten Kirchdörfer ihre Anwohner. Von dort kommen die Anwohner des kurischen Haffs. Von dort kommen die Memeler Matrosen und die Frauen aus der Gegend von Memel. Von dort die russischen Juden mit ihren weiten Kaftans, ihren grauen Pelzen, mit ihren halbängstlichen, halbverschmitzten Gesichtern. Und die behändigen, leichtfüßigen Szameiten ... Händler aus Nischni-Nowgorod waren auf dem Tilsit Jahrmarkt keine seltenen Gäste, Russen und Polen machten große Einkäufe.»

Es gibt zahllose Beschreibungen dieser Art. Die

zitierte ist eine der letzten, geschrieben in den 1930er Jahren, als das Geschilderte längst Vergangenheit war. Verfasser ist der Tilsiter Studiendirektor und Lokalgeograph Herbert Kirrinnis, ein deutschnational denkender Mann und Anhänger Adolf Hitlers. Ganz selbstverständlich spricht er vom östlichen, slawischen Einschlag der Stadt! Verwunderung war es; die erste Phase meiner Annäherung an Tilsit war angefüllt mit gespanntem Erstaunen über die Exotik Deutschlands.

Nicht nur der Strom schwemmt die Fremden in die Stadt, auch die absichtsvolle Politik der Landesherren. Die preußischen Herzöge und Könige laden Menschen aus halb Europa ins Land, die in ihrer Heimat wegen ihrer Religionszugehörigkeit verfolgt werden oder in Armut leben. Der größte Zustrom von Siedlern kommt in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, nach der großen Pest, die Preußens Osten fast völlig entvölkert hat. Damals wird die Provinz zum Schmelztiegel. Ein Reisender und Bewunderer Preußens, P. Rosenwall (Pseudonym für Gottfried Peter Rauschnik), hat um 1817 Tilsits Bevölkerung beschrieben: «Die Einwohner sind in dieser Hinsicht auf ihre Abkunft sehr gemischt, daher ihre Lebensart, weil

sie hier mehr, wie irgendwo, den Sitten ihrer Väter treu bleiben, sehr verschieden sind. Deutsche Preußen, Salzburger, Mennoniten, Lithauer und Juden wohnen hier zwar friedlich beisammen, doch scharf abgegrenzt in den Sitten voneinander, daß auch dem Fremden auf den ersten Blick ihre Absonderung auffällt. Die deutschen Preußen sind die ausschließlichen Besitzer des Holz- und Kornhandels, die Juden handeln mit Kolonial- und Manufakturwaren, auch sie treiben hier wie überall Schacher und Wucher, die Salzburger, Mennoniten und Lithauer treiben den Detailhandel, vorzüglich das Branntweinbrennen – hier ein wichtiger Nahrungszweig – und alle übrigen Gewerbe. Die geringe Menschenklasse besteht beinahe nur aus Lithauern ... Eine ganz eigene Musik hört man hier auf dem Wochenmarkte. Die singende Aussprache der Lithauer, bei der jeder Selbstlauter unendlich gedehnt wird, der heulende Jargon der Salzburger, die platte, dem Holländischen nahe kommende Sprache der Mennoniten und endlich das beliebte Jüdische – dies zusammen macht ein Konzert aus, das seinesgleichen sucht.»

Mein Vergnügen an solcher Lektüre war zum Teil ganz naiv. Sie erinnerte mich an die freudi-

ge Neugier, mit der ich die erste italienische Eisdiele betrat. Oder den jugoslawischen Grill in der Hellstraße, an meine eifersüchtige Bewunderung für die schöne Spanierin im Tanzkurs. An die Jahre, als mit den Fremden in unsere Kleinstadt ein wenig Spannung kam und sich atmosphärisch das Ende der Adenauerzeit ankündigte. Die historischen Texte über das exotische Deutschland führten mich in meine eigene Zeit. Im Prozess der allmählichen Vergegenwärtigung Tilsits verwickelte ich mich immer tiefer in die Vergangenheit der Bundesrepublik. Immer wieder geriet der Stoff in den Sog eigener Wünsche und Konflikte. Was ist Projektion, was ist ihm historisch eigen? Das «Konzert» der Sprachen, das bei Rosenwall so pittoresk daherkommt, muss nicht harmonisch gewesen sein. Jede Gruppe mochte in ihrem eigenen Kosmos leben, und Grenzüberschreitungen konnten tragisch enden. Es hat lange gedauert, bis ich begriff, wie grundsätzlich anders und unvergleichlich mit der unsrigen die Lebenswelt mitteleuropäischer Gemengelage war. Am einfachsten erschien es mir, die Tilsiter Geschichte über die Memelbrücke zu betreten.